

# **STUDIA SPINOZANA**

**Volume 16 (2008)**

**Central Theme:  
Spinoza and Late Scholasticism**

**Special Editors:  
Robert Schnepf (Halle)  
Ursula Renz (Zürich)**

**Königshausen & Neumann**

NITSCHKE, Peter: *Einführung in die Politische Theorie der Prämoderne 1500-1800*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 2000. – 208 pp. ISBN: 3-534-122753-6

Peter Nitschke konfrontiert die Postmoderne mit der Prämoderne. Mit Recht hält er allerdings fest, dass sich die beiden Epochen unterscheiden: Die Diskurse der Prämoderne sind mit existenziellen Grundfragen besetzt, wodurch sie von Allgemeininteresse bis heute sind, während die Postmoderne eine davon entkoppelte Rationalität inneruniversitärer Diskurse ausdifferenziert (13f.). Das Resultat spricht für sich: Die Prämoderne brachte Klassiker von europäischem Range hervor, die noch gelesen werden, die Postmoderne bietet, ihrem selbstreferentiellen Solipsismus verpflichtet, abgehobene Expertengespräche an.

Die Diskurse der Prämoderne lassen sich Nitschke zufolge unter sechs politiktheoretischen Kategorien darstellen: Der christlich-aristotelischen Politiklehre, wie sie sich sowohl im Katholizismus als auch im Protestantismus der frühen Neuzeit ausdrückt, stehen der Machiavellismus, Utopismus, Kontraktualismus, Skeptizismus und Republikanismus gegenüber. Die mittelalterlichen Grundlagen, die das christlich-aristotelische Konzept tradierte, beeinflussen die frühe Neuzeit vorerst noch. Daran ändert auch die Idee des säkular und autoritär geführten Staats, der auf Machtkalkül oder eschatologische Utopie gründet, nichts. Erst der politische Republikanismus, entweder durch den umfassenden Gesellschaftsvertrag oder einen anthropologisch fundierten Skeptizismus reflektiert, gewährleistet die Neudisposition nachhaltig.

Die politiktheoretischen Kategorien besetzt Nitschke mit Bedacht europäisch. Er folgt darin offensichtlich den Vorgaben von Band 3 von *Pipers Handbuch der politischen Ideen*. Doch Nitschke ist ein innovativer Autor. Seine thematischen Zuordnungen decken sich keineswegs mit Mustern. Mancher Vorschlag bleibt aber auch diskutabel, etwa in der Einordnung Bodins und Althusius'.

Was mich persönlich besonders angesprochen hat, ist Nitschkes Würdigung von Verdienst und Grenzen des Konzepts von Hobbes. Da die Wahrheitsfrage für Hobbes keine Rolle spielt, lässt sich selbst die anglikanische Religion vor dem Hintergrund des Bürgerkriegs in England royalistisch instrumentalisieren. Einzig Macht und Ehre gelten noch als sozial maßgebliche Bürgertugenden, was ein Klima der Konkurrenz erzeugt und Misstrauen sät. So erscheint jeder als seines Nächsten Schlächter. Von Mitmenschen wird hier nicht mehr gesprochen. Nur die gegenseitige Furcht stiftet einen minimalen Gemeinschaftssinn. Auf das Ungeheuerliche des Naturzustands der Menschen folgt daher nur das Ungeheuer des Staats alias *Leviathan*, der soziale Disziplin garantiert (53ff.). Das vertragliche Machtarrangement aus gemeinsamer Angst um die eigene Selbsterhaltung ist folglich eine Lösung von kurzer, wenn auch gewalttätiger Dauer. Das Ausweichen vor der Sinnfrage lässt, wie Nitschke zu Recht sagt, keine normative Satzung zu, die eine demokratische Selbstorganisation unter dem Aspekt der Gleichheit aller Menschen wäre. Man möchte hier nur ergänzen, dass dies wohl auch nicht die Absicht jener war und ist, die Hobbes zum Vater des modernen Staats küren.

Das Manko der Hobbes'schen Theorie überwindet Spinoza, wie Nitschke zeigt. Obwohl Spinoza ein entschiedener Modernist ist, so ist die Frage nach der Vergesellschaftung bei ihm noch als Wahrheitsfrage formuliert. Denn nicht die Todesangst, sondern die Suche nach dem gemeinsam besten Staat bildet den Grund des Zusammenschlusses. Der Jude Spinoza interpretiert dabei das Wort des Apostels Paulus "vom verborgenen Wesen Gottes in der Schöpfung" konsequenter, als Christen es verstehen. Natur und Gott werden somit zu austauschbaren Begriffen, und Glaube und Reflexion bedingen sich wie bei Thomas von Aquino. Eine Gemeinschaft beruht daher nicht auf Willensbeschlüssen und rationalem Vertragskalkül, sondern auf affektiven Prozessen, die ein Gefühl der "richtigen" Zusammengehörigkeit entstehen lassen. Erst unter diesem Gesichtspunkt kann eine Gemeinschaft rational gesteuert werden. Jedenfalls wird hier schlagartig bewusst, dass die

demokratische Staatsform auch die angemessene Organisationsform der Menschen sein muss (126ff.).

Das Fazit, das Nitschke unter dem verheißungsvollen Titel *Rückbesinnung und Ausblick: Das Erbe der Prämoderne* zieht, muss man angesichts des Reichtums der zuvor entwickelten Ansätze bei den Klassikern dann aber doch als mager und sprunghaft ausgearbeitete Nachlese bezeichnen. Immerhin vermag er drei gehaltvolle Einsichten zu formulieren (158-165): 1. Es gibt eine ontologische Konstitution der menschlichen Existenz, die für die Verfassung der Gemeinschaft nicht beliebig hintergebar ist. 2. Alle sechs Diskurse bauen auf bürgerlichen Tugenden als Referenzkriterien auf, die im prämodernen Naturrecht zwischen Selbstverfügung und Selbstverantwortung angesiedelt sind. 3. Die prämodernen Theorien fragen nach der richtigen Ordnung der Dinge und fassen dadurch die existenziellen Grundfragen des Menschseins ins Auge, die dem gottvergessenen Zeitalter des Hedonismus, Konsumismus und der Profanisierung religiöser Theoreme des 20. Jh. schlicht abhanden gekommen sind. Damit fehlen uns heute aber jene maßgeblichen normativen Bindungskräfte – man könnte auch von einer "religio civilis" sprechen –, von denen der Fortbestand der Demokratie als später Frucht der prämodernen Politikdiskurse abhängt.

Marcel Senn, Zürich